

Sven Otis



Wie Professor Frank zum Mörder wurde

Horrorkomödie

AAVA
VERLAG

Sven Otis

Wie Professor Frank zum Mörder wurde

Horrorkomödie

Leseprobe

© 2017 AAVAA Verlag

Alle Rechte vorbehalten

1. Auflage 2017

Umschlaggestaltung: AAVAA Verlag

Coverbild: fotolia: Wood Handled Revolver 38 Caliber Pistol Loaded
Laying With Bulli - Datei: 51377420, Urheber: Christopher Boswell

Printed in Germany

Taschenbuch: ISBN 978-3-8459-2418-2

Großdruck: ISBN 978-3-8459-2419-9

eBook epub: ISBN 978-3-8459-2420-5

eBook PDF: ISBN 978-3-8459-2421-2

Sonderdruck Mini-Buch ohne ISBN

AAVAA Verlag, Hohen Neuendorf, bei Berlin

www.aavaa-verlag.com

E-Books sind nicht übertragbar! Es verstößt gegen das Urheberrecht,
dieses Werk weiterzuverkaufen oder zu verschenken!

Alle Personen und Namen innerhalb dieses E-Books sind frei erfunden.
Ähnlichkeiten mit lebenden Personen sind zufällig und nicht beabsichtigt.



Prolog

Was für ein kaputter Van. Der Wagen ruckelt lautstark mit seinen schiefen Rädern über den Asphalt. Der Wind peitscht gegen die Blechkiste und manchmal schaut es fast so aus, als wäre es das jetzt. Ende. Das Ding kippt um und alle Beteiligten: tot. Wie ein Käse an der Reibe in kleinen, fein säuberlich vom Skelett abgeriebenen Scheibchen auf dem Boden verteilt. Der Motor röhrt, es stinkt nach Benzin und Zigaretten. Der Bär tippt kurz die Bremse an, damit so ein reicher Schnösel gefahrlos überholen kann. Der Bär ist selbst so ein reicher Schnösel und hätte dem Mann am liebs-

ten schlingierend permanent sein Heck vor dessen Luxus-Bug geknallt. Aber ist nicht drin. Keine Aufmerksamkeit auf sich ziehen. Inkognito bleiben. Jetzt ein Unfall und die Sache könnte auffliegen.

Der Porsche schwenkt nach links aus, saugt sich röhrend in den Wind, bis die beiden Fahrer Aug in Aug sind. Der wütende Mann glotzt unverschämt, der Bär schwingt seine Tatzen in einer Drohgebärde. Die Augen des Mannes weiten sich in Panik, er drückt das Gaspedal durch und in der Ferne verglühen nur noch die roten Lichter, bevor die teure Karre in einer Rechtskurve verschwindet.

„Sollte dieses Kostüm öfter tragen“, sagt der Bär, grinst zufrieden. Das Marsupialami auf dem Beifahrersitz wedelt vergnügt mit seinem Schwanz, nickt. Ihm hängen die Ohren herunter.

„Chice Teile“, sagt es und streicht sich übers Fell, „elegant, aber verspielt.“

„Jaja“, grummelt der Typ auf dem Rücksitz. Der Bär guckt kurz nach hinten, lacht sich in die Tatze.

„Ihr könnt mich doch mal“, kommt es vom Rücksitz.

„Was bist'n du eigentlich?“, fragt das Marsupilami. Gute Frage! Rosa Vieh, dem borstige Haare aus dem Kopf wachsen und da sind Klappen mit Knöpfen, die alles bedecken, was als Intimbereich durchgeht.

„Dein schlimmster Alptraum“, sagt das rosa Tier.

„Schätze eher, falsches Geschäft“, sagt der Bär.

„Furry Fetisch heißt das“, sagt das Marsupilami, „manche Leute haben in so was Sex ...“

„Ich glaub, DU hast in so was Sex“, sagt das rosa Dings.

„Na, na, na, Gentlemen, entspannt euch“, sagt der Bär.

„Lasst mich raus, lasst mich raus“, kommt es von ganz hinten im Van. Um die Kurve und dann knallt's, das war sein Kopf, das einzige was noch knallen kann. Der Typ hinten ist nämlich recht unangenehm und auch noch nackt an die Innenverkleidung gefesselt. War das die Kurve oder selbstzerstörender Ausdruck des Widerstandes?

„Der tut sich noch was“, sagt der Bär, die beiden anderen zucken mit den Schultern.

„Stimmt eigentlich ...“, der Bär zuckt ebenfalls mit den Schultern.

„Der soll endlich seine Klappe halten“, sagt das Marsupilami und schiebt dann

eine CD in den Spieler. Fetziges Musik ertönt. Die Freunde schnipsen mit den Fingern im Takt. Jetzt hört man den Typen auf dem Rücksitz auch schon gar nicht mehr.

Der Bär kurbelt sein Fenster einen Spalt auf, zündet sich eine an. Der Rauch schwebt in die Nacht hinaus.

„Bäh, bäh“, brüllt das Marsupilami über die Musik hinweg und fuchtelt ruderd mit den Armen den Rauch beiseite.

Den Bär juckt das nicht so wirklich, „AND ITS KUNG FU FIGHTING DADADADADADA“, brüllt er und knatert mit den Händen die Rhythmik aufs Lenkrad, dass ihm fast der Airbag ins Gesicht explodiert.

„Wer hat'n den Quatsch aufgenommen?“, kommentiert das rosa Ding die CD. Niemand hört es. Wie so oft.

Müde schleppt sich der Van durch den Sommerregen, bloß beleuchtet von seinen mickrigen, krepierenden Scheinwerfern und dem Vollmond, der in der Ferne auf die drei Freunde hinab lächelt.

Der Bär reißt das Fenster ganz auf, schmeißt die Kippe in die konturlose Dunkelheit.

„WUUUU UUUUU UUUUU“, heult er mit ganzer Kehle, wie ein Wolf, weil er versteht, dass er sich noch niemals so frei gefühlt hat. Das Marsupilami hält sich die Ohren zu, aber grinst dabei. Hier wird es immer einsamer. Nur noch vereinzelt rauscht ab und zu ein Auto an ihnen vorbei. So ein dicker Brummer knallt gegen die Heckscheibe und zerplatzt in seine Einzelteile. Das Marsupilami stört sich an so was. Knirscht mit den Zähnen. Die Scheibe muss sauber

sein, denkt es, MUSS SAUBER SEIN. Es fischt im Handschuhfach nach einem Eiskratzer und schrubbelt den Käfer damit vom Außenglas. Den Rest erledigt der Regen, der langsam immer heftiger wird. Das Marsupilami legt sich zurück in den Sitz und grinst zufrieden.

„Wir sind da“, sagt der Bär und drückt die Bremse durch. Der Van biegt ab, schlittert über den Feldweg, Kiesel knallen gegen die Karosserie. Musik aus, jetzt herrscht Ruhe. Selbst der Typ auf dem Rücksitz hat nichts mehr zu beklagen.

„Dort“, das Marsupilami zeigt nach links, der Bär weiß Bescheid, hält den Wagen an. Der Mond scheint wieder, die Wolken ziehen ab. Nur in der Ferne hinter den Bergen blitzt es noch und der Donner verhallt grummelnd in den Baumkronen. Die drei rüsten sich mit

Taschenlampen aus. Das rosa Dings holt eine Kiste unterm Sitz hervor, schält den Revolver aus der Verkleidung. Wie im Film lässt es die Trommel drehen. Professor Frank rückt sein pinkes Kostüm zurecht, stakst – platsch platsch – in den dunklen Matsch, versinkt ein paar Zentimeter, rumpelt unbeholfen mit seinem Speck durch die Nacht. Der Mann ist nämlich so fett wie ein Bunsenbrenner. Die drei positionieren sich hinter dem Van. Der Bär macht die Tür auf. Der böse Mann liegt nackt, gefesselt und blutend da, reißt plötzlich die Augen auf.

„GNÄÄÄ!“ brüllt er, will das Marsupilami anspringen. Die Fesseln halten ihn zurück, der böse Mann kommt nicht weit.

„Ernsthaft?“, fragt das Marsupilami, kreischt schrill einen Kampfschrei und pufft den Typen in die Seite.

„Aua“, sagt der böse Mann.

„Und sollst hier nicht alles voll bluten“, sagt das Marsupilami, „wir müssen das dann nachher alles weg machen.“

„Genug jetzt“, sagt Professor Frank. Sie lösen die Kette, die die Handschellen mit der Innenverkleidung verbunden hat und zerren den Mann aus dem Van. Als der Typ das ausgehobene Grab sieht, dreht es ihm den Magen um. Sie schieben und drücken den Typen an die Kante. Er übergibt sich.

„Da fliegste gleich rein“, sagt Professor Frank und holt den Revolver raus, hält ihn schief dem Knieenden ins Gesicht. Der guckt nur noch ungläubig. Das Marsupilami klatscht.

„Und für deine Schandtaten verurteile ich dich zum Tode!“, sagt Professor Frank feierlich. Der böse Mann pinkelt, fällt fast

in Ohnmacht. Klick macht der Revolver – er ist nicht geladen!

„Ach was“, sagt Professor Frank und kichert verrückt, „war nur'n Scherz.“ Der Nackte kippt nun endgültig um. Der Bär spült ihm eine Flasche Wasser ins Gesicht, putzt ihn notdürftig. Sie karren den Bewusstlosen zurück ins Auto. Puff puff macht die Karre, der Bär knüppelt die Gänge ins Getriebe.

Am Horizont geht die Sonne auf und spiegelt sich rot in den Wolken. Die Welt zieht vorüber. Nach und nach werden die Bäume lichter, es geht in die Großstadt, bevor der Stau kommt. Kaputte Straße, sieht aus wie Akne.

„Hier ist gut“, sagt der Bär, hält den Wagen an. Die drei steigen aus, krabbeln nach hinten zu dem bösen Mann.

„Bäh bäh“, sagt das Marsupilami und pufft nochmal den Typ, der jetzt in seinem eigenen Erbrochenen liegt. Der Bär nimmt beide Tatzen ab, kramt in seinem Rucksack nach der Kanüle, stupst die Spritze in ein Fläschchen und zieht sie auf.

„Nicht zu viel“, warnt Professor Frank. Der Bär grunzt bloß, weil er weiß, was er tut. „Blöder Professor Frank“, denkt der Bär, „hast doch keine Ahnung, du rosa Schwuchtel“.

Es blitzt eine Vene im kargen Licht. „Da spritz ich das Ding rein, dann kommt der drauf“, denkt der Bär und macht sich am Arm des bösen Mannes zu schaffen. Jetzt wacht der Typ aber doch noch auf. „Was soll das?“

„AAHHHH“, kreischt der böse Mann und guckt ungläubig in die Runde.

„Nö“, sagt Professor Frank und knockt das Pack aus.

„Guter Schlag!“ lobt der Bär und nickt anerkennend.

„Mh hm“, sagt Professor Frank bloß, widersteht der Versuchung den Typen nochmal zu schlagen, die Anerkennung könnte er brauchen. Der Bär sticht zu und jagt das Zeug in den bewusstlosen Körper, zwickt dem Typ dann fies in die Backe. Der wacht auf, guckt verwirrt und umnachtet, grinst dabei wie ein fettes Kind im Schlaraffenland. Die Handschellen fallen klirrend zu Boden. Sie schieben den bösen Mann aus dem Van. Das Marsupilami knallt ihm ziemlich heftig auf den nackten Po.

„Lauf!“ Sagt es. Der Typ taumelt unbeholfen los wie ein Krüppel, fällt um, läuft weiter.

„Ich muss laufen, ich muss weit, weit laufen“, denkt der böse Mann, grinst wie bekloppt, „in die FREIHEEIT!“

Weit kommt er nicht, da gucken schon die ersten Schaulustigen aus den Fenstern und machen Fotos, lachen. Der Typ rennt einen Marathon, fühlt keinen Schmerz mehr. Fünf Kilometer. Dann war's das. Ein Polizist knüppelt ihn nieder. Handschellen, Bademantel, Ausnüchterungszelle.

12 Stunden später:

Der Polizist dreht sich auf seinem Stuhle hin und her. „HUIII“, denkt er. Reibt sich die Augen. „Bleib erwachsen, Bob, bleib erwachsen.“ Er krümelt sich noch die Reste seines Kuchens rein.

„Und jetzt bringt mir den Irren von heute Morgen“, sagt er, „aber in Handschellen!“

Ein Gehilfe holt den bösen Mann herbei. Vor Bob sitzend reibt der sich den Kopf, hat rote Augen.

„Aspirin?“, fragt der nette Bob.

„Ja, bitte.“

„Was war denn los?“, fragt der Polizist und guckt verständnisvoll.

„Ich wurde entführt!“, sagt der böse Mann. Bob zeigt sich betroffen.

„Tatsächlich?“

„Ja ja“, platzt es aus dem Typen raus, „entführt und gefoltert. Man hat mich schein-exekutiert! Da war ein Grab und alles war schwarz, ich war ...“

„Wer war das denn?“

„Ein Marsupilami, ein Bär und so ein rosa ...“

„Jaja, genau“, sagt Bob und grinst.

„NEIN! Sie müssen mir glauben!“

„Sie waren ziemlich high, letzte Nacht ...“

„Das waren die, die haben das mit mir gemacht!“

„Das Marsupilami und was war's gleich noch mal?“

Der böse Mann brüllt, wird wütend, kriegt den Koller. Zurück in die Zelle. Er tobt sich aus. Am nächsten Morgen: Ein Polizist gibt ihm ein paar versiffte Klammotten und man lässt ihn frei. Kurz lugt er noch über das halbe Polizeirevier zum Kaffee schlürfenden Bob rüber. Der hebt bloß sarkastisch seine Tasse, als würde er dem bösen Mann zuprosten. Bekloppt ist der Typ, denkt Bob, hätten wir den wirklich frei lassen sollen?

Der Gefoppte stapft raus auf die Straße, in ihm brodelt der Hass. Auf dem vom Menschengewirr belebten Gehweg rammt er seine Schulter unsanft gegen die Passanten.

„Hey!“, brüllt einer.

Er tritt noch den Aufsteller einer Bücherei in den Dreck und macht sich dann auf den langen Weg nachhause. Es ist nur noch Gewalt in seinem Geist.

Davor:

1

Prof. Frank sitzt mit einem Monokel im linken Auge auf dem Stuhl am Frühstückstisch. Im Anzug mit Krawatte blättert er die Zeitung durch, frisst Bonzenzeugs und kümmert sich um die feinen Sachen des Lebens.

„Honey“, sagt er, weltmännisch, „gib mir doch noch eine Scheibe Bacon.“

„Halt dein scheiß Maul“, sagt sie, „hold dir das selber.“

„Ach, Honey“, sagt Prof. Frank und schüttelt mit dem Zeigefinger. Die beiden haben ein angespanntes Verhältnis.

„Daddy, Daddy?“, fragt der Sohn, Manuel, und blättert im Dostojewski.

„Ja, mein Sohn?“, fragt Professor Frank.

„Ich lese Dostojewski!“s sagt Manuel.

„Schön, schön“, sagt Frank abwesend.

Honey kriegt die Krise, bleckt die Zähne, labert wirres Zeug.

„Blöde Schachtel“, murmelt Prof. Frank, rückt sein Monokel zurecht, „hätt ich bloß nie geheiratet.“

Meine Frau ist wie Obelix in den Zaubertrank gefallen, denkt Professor Frank. Nur nicht in den Zaubertrank, sondern in einen Haufen Scheiße. Deswegen ist die so scheiße.

Junior Frank stopft sich Erdbeeren rein. Tupft fein säuberlich seine Finger an der Serviette ab und blättert in seinem Buch. Professor Frank schlürft seinen Kaffee. Gurgelt das Zeug. Ekliges Geräusch.

Seine Frau verzieht angewidert das Gesicht. Professor Frank macht es gerade deswegen. Sie rauscht aus der Küche raus, brabbelt irgendwas. Der Junge guckt zu seinem Vater auf. Manuel mag seinen Daddy viel lieber als seine Mutter. Sie hasst das. Niemand sonst mag Professor Frank lieber als sie. Das Monokel klatscht in den Hirsebrei. Der Kurze springt, fischt es heraus, putzt das Ding und legt es auf den Tisch.

„Doch nicht das gute Monokel“, sagt er. Professor Frank nickt, überfliegt gelangweilt einen Artikel. Knautscht dabei raschelnd das Zeitungspapier. Laut atmend saugt er den Geruch der frischen Druckertinte in seine riesige Nase.

„Pass nur auf, dass du nicht den ganzen Manuel aufsaugst“, sagt Frau Frank, die

hinter den beiden in der Tür steht, „mit deinem riesigen Kolben ...“

Professor Frank schmeißt eine Wurst nach ihr, sie kichert gackernd.

„Wenn ich das könnte“, sagt er, „würde ich zuerst dich aufsaugen, dann wärste Geschichte.“

„Leute, Leute“, beruhigt Manuel die Lage, „niemand saugt hier irgendwen in die Nase.“

Und zu seinem Vater: „Wir müssen uns hurten, hurten, hurten, sonst komm ich noch zu spät.“

„Diese merkwürdigen Wörter hat er von dir!“, sagt Frau Frank. Professor Frank grummelt bloß irgendwas. Stopft sich den Rest vom Marmeladenbrötchen rein, spült es mit Kaffee nach.

„Hurten soll merkwürdig sein? Das ist ein Quatsch!“, piepst der kleine Frank, hebt dabei erregt die Hand.

7:30 Uhr. Professor Frank wirft seine Ledertasche ins Auto, den Manuel gleich hinterher. Im Mittelklassewagen brausen die zwei durch die Stadt, bis der Stau sie bremst. Professor Frank stellt das Auto ab. Mal was für die Umwelt tun, denkt er. So ein Asi drängelt links vorbei. Quetscht sich vor den beiden in die Spur.

„Kriegt der schlechtes Karma, Daddy?“, fragt Manuel und klatscht.

„So etwas wie Karma gibt es nicht“, sagt Daddy, „nur werden Arschlöcher von den anderen Menschen bestraft.“

„Wirklich?“

„Manchmal.“

An der Schule drücken sich die beiden. Der dürre Manuel wankt schief mit sei-

nem viel zu großen Rucksack auf dem Rücken und der Lunchbox in der Hand auf den Eingang zu. So ein massives Kind – in der Dämmerung kann man nicht wirklich sagen, ob es muskulös oder einfach bloß fett ist - knallt ihm zwei mal hart auf die Schulter. Manuel schwankt, schlackst power-walkend davon, die Panik im Gesicht. Der Typ lacht sich einen ab. Soll ich aussteigen und eingreifen? Fragt sich Professor Frank. Aber was soll ich schon machen? Ich kann den doch nicht umbringen ... Kann ich den umbringen? Dem würde ich gern die Leviten lesen und ihm dann mit den Leviten die Fresse polieren. Er stellt sich vor, wie er das hässliche Kind umrennt und anfällt, auf seinem Brustkorb sitzt und ihm mit der Bibel das Gesicht zermatscht, bis das ganze Fleisch blau und mürbe ist und die

Knochen Zentimeter um Zentimeter nachgeben. Die Augen platzen und das Gehirn quillt aus den Fugen. Professor Frank schüttelt sich, wischt Speichel aus seinen Mundwinkeln. „Quatsch!“, denkt er. Ich würde gerne so vielen Leuten die Beine brechen, aber wer davon hat den Tod schon verdient? Professor Frank wirft dem hässlichen Kind einen bösen Blick zu, lässt die Kupplung schnalzen und düst mit quietschenden Reifen davon.

„Fünf Donuts und eine Apfeltasche“, murmelt er in die Gegensprechanlage.

„Sind Sie nicht schon fett genug?“

„Was?“

„Was?“

„Muss mich wohl verhört haben“, denkt er, „die sieht mich doch gar nicht ... O-der? Egal!“

Am Schalter drückt er der Burgerfrau 20 Euro in die Hand, kassiert das Wechselgeld und fährt zum Institut.

8:15 Uhr. Stille. Die Uni ist noch so gut wie ausgestorben, nur ein paar Krähen kreischen in der Morgensonne. Mit der Ledertasche und der Tüte Donuts unter den Armen watschelt Professor Frank über den Campus, kauft im Bistro einen Kaffee. An der Bank unter den Linden ist es um diese Uhrzeit immer friedlich. Er stellt den Pappbecher auf die Holzplatten und stiert auf das Bächlein, das sich rauschend seinen Weg über das Betonbett bahnt. Die Vögel sind wieder da. Es riecht nach Sommer. Nur das Wetter weiß das noch nicht. Professor Franks Atem tanzt kondensierend durch die Luft. Er schlabbert das frittierte Gebäck und spült mit heißem Kaffee nach. Als er

sich setzt, knirscht das alte Holz unter seinem Gewicht. „Halt die Klappe“, denkt Professor Frank und furzt die Bank an. „Das haste jetzt davon ...“, er kichert wie bekloppt und schiebt den zweiten Donut nach, guckt dabei aus wie ein Irerer. „Warum lach ich eigentlich noch immer über so was?“, fragt er sich, „ich bin ein Mann der komplizierten Gedanken und ein Freund der Furzwitze. Etwas und sein Gegenteil in der gleichen Gruppe, das ist Dialektik!“

Eine Taube nähert sich, buhlt um Professor Franks Gunst. Umtz umtz umtz macht ihr Kopf.

„Tanz den Epileppi!“, sagt Professor Frank, klatscht in die Hände und wirft der Taube ein Stück Donut gegen den Kopf. Die schaut kurz verwirrt, gurrt,

blickt zuerst ihn an, dann den Donut-Fetzen.

„Nur zu“, sagt er beschwörend und reibt sich die Hände, weil er mal gehört hat, dass die Viecher explodieren, wenn sie Junkfood zu essen kriegen. Umtz umtz umtz. Sie glotzt ihn böse an, schnappt sich dann den Donut und fliegt davon. „Schätze das kriegen die Kinder“, denkt sich Professor Frank, „RATTATTATTA-TA!“

Der Kaffee wird kalt, er gurgelt mit dem letzten Schluck, wischt sich Schokoglasur vom Mund. Stapfend walzt er über das Uni-Gelände, hinein in sein Büro. Die Tüte mit den Donuts kommt auf die Fensterbank, erst mal Tee kochen. Auf dem Schreibtisch liegt die Post, das war Frau Schübli, die Sekretärin.

„Müll und Müll und Müll“, murmelt Professor Frank, reißt einen Brief nach dem anderen auf und schmeißt deren Inhalt zusammengeknüllt in den Abfall.

„Was ist das?“

Der Wasserkocher macht pling, in seinen Händen hält er eine schwere, braune Tüte mit massivem Inhalt. Er reißt die Tasche auf und entleert den Inhalt. Heraus purzelt ein Buch, das verkehrt herum auf dem Schreibtisch landet. Professor Frank dreht das Cover um und staunt nicht schlecht. Es ist das neue Werk von Professor Hoggenschlodder und darauf klebt ein Zettel mit der Aufschrift: „Jetzt bin ich bei Suhrkamp, du fetter Sack!!!“

„VERFLUCHTER HOGGENSCHLODDER!!!“, brüllt Professor Frank, geht in die Knie und reckt die Faust gen Himmel. Professor Frank weiß schon, warum. Die

beiden sind nämlich Erzfeinde. Er gießt sich das heiße Wasser in eine Tasse und legt einen Beutel Kamillentee dazu. „Das beruhigt die Nerven“, denkt er, nippt schockiert und zitternd an der Tasse, „DER Stümper bei einem Großverlag? Da muss man was machen!“

Mit seinem Rotstift bewaffnet schlägt er das Buch auf und fängt an, darin herum zu kritzeln.

Falsch, Ausdruck! Falsch, Stil! Falsch, Satzbau! Falsch, das ist umstritten! Schreibt der Rotstift an den Rand. So bearbeitet Professor Frank ein paar Seiten, schiebt Hoggenschlodders Werk zurück in die braune Tasche. Auf dem Umschlag streicht er seine Adresse durch und kritzelt „zu Händen von Professor Hoggenschlodder“ drauf. Das kriegt dann Frau Schübli.

„Na, der wird sich aber wundern“, denkt er und kichert, hebt triumphierend seine Tasse. „Ein toller Plan! Das wird ihm zu denken geben!“

Seine Hände auf dem Rücken zusammengefaltet, geht Professor Frank im Büro auf und ab. Vor dem Spiegel macht er Halt und wischt sich die Reste der Donuts von den Backen. Er glotzt auf sein zerfallendes Gesicht, die Zeit ist erbarmungslos, der Tod gleich um die Ecke.

„Das wird alles mal irgendwann vorbei sein“, der Gedanke beruhigt ihn.

„Ba ba ba ba“, sagt er, schaut auf seine Lippen, wie sie sich auf und ab bewegen, „bababa BA!“ Seine Arme gestikulieren dabei wild. So sehe ich also aus, wenn ich rede, denkt er und nickt seinem Abbild zu.

„Was machen Sie denn da?“, fragt Frau Schübli, die auf einmal neben ihm steht.

„Wie sind Sie hier reingekommen?“, fragt er zurück.

„Durch die Tür?“

„Können Sie schweben, ich hab Sie gar nicht gehört?!“

„Was haben Sie denn gemacht?“, fragt Sie nochmal und grinst blöd.

„Professorenkram, ziemlich komplizierten Professorenkram ... Ich hab da was für Sie ... Zu Händen vom Hoggenschlodder.“

„Ist das Gift?“ Die Schübli weiß um ihre Feindschaft.

„Nur für den Hoggenschlodder“, sagt Herr Frank und zwinkert ihr zweideutig zu. Die Schübli hat keine Ahnung, wovon der redet, krallt sich die braune Tasche und spaziert aus dem Büro hinaus.

Sprechzeit. Normalerweise rollen da immer Armeen verballerter Studenten an. Nicht beim Frank. Da will kein Schwein was machen. Nicht mal eine mickrige Hausarbeit schreiben. Der Speckmann lehnt sich auf seinem Stuhl zurück und schaut aus dem Fenster. Dann klopf'ts von außen, die Tür geht auf.

„Hallo?“, sagt jemand unsicher. Professor Frank sieht bloß die Beine, der PC-Bildschirm trennt die Gesichter der beiden. „Wenn ich mich nicht bewege, werde ich nicht entdeckt!“, denkt er und verharrt. Der Student geht einen Schritt zur Seite, spielt Franks Camouflage-Taktik mit links aus und guckt ihm ins Gesicht.

„Hallo?“, fragt er nochmal.

„Husch husch, weg jetzt“, sagt Professor Frank und fuchtelt abweisend mit seiner Hand herum.

„Sie sind echt sooo lustig“, sagt der Typ, gluckst, setzt sich. „Das war doch kein Scherz“, denkt sich Frank.

„Ich würde gern eine Hausarbeit schreiben“, sagt er, „über die Revolution des Proletariats bei Marx ...“

„Wie wollen Sie vorgehen?“

„Also ...“, fängt er an, nach ein paar Worten klinkt sich Herr Frank aus, starrt auf den Mund des jungen Mannes. „Was ist die formale Struktur dieses Menschen?“, fragt er sich, „ich kann sie nur ergründen, wenn ich nicht auf den Inhalt höre.“

„Bla bla bla bla bla“, redet der Typ weiter, Frank nickt, lacht ihn an, klatscht in die Hände und ruft „super!“ Der Student fühlt sich bestätigt und gelobt, grinst darauf breit, guckt jetzt aus wie der Marshmallowmann.

„Und Ende, das war's“, sagt der Student.
„Gut, dann machen Sie das doch!“, sagt Frank. Die beiden reichen sich die Hände, der Typ schließt die Tür hinter sich, Professor Frank schmeißt seinen Computer an, klickt auf die Prüfungsmaske und tippt 5.0 ein.

„Durchgefallen! Die Revolution des Proletariats? Kannste vergessen, Marx sagt mal das, mal das.“

Der Frank schmatzt zufrieden, trinkt seinen Tee.

2

Herr Lohr ist Single. Seine Wohnung gibt nicht viel her. Zwei Zimmer, billiger Laminat. Manchmal tanzen die Silberfische Ringelreihen auf den Kacheln im Bad. Dabei putzt und poliert er sein kleines Reich, als würde da regelmäßig ein Junky auf den Boden spucken, tödliche Keime verteilen. Er denkt, das wäre der Mann unter ihm. Der muss die Viecher abgerichtet und irgendwie durch die Rohre zu ihm getrieben haben, damit die hier oben ihren Flohzirkus nach Silberfischart praktizieren. Herr Lohr gibt ihnen Namen, bevor er sie mit seinem Deo-Flammenwerfer über den Jordan

schickt. Alles andere wäre nicht angemessen. Herr Lohr braucht's jetzt spektakulär, weil auch sein Leben nicht sonderlich viel her gibt. Dabei war er so ein tolles Kind! Brav und pervers intelligent. Wunderschönes Haar mit schwarzen Locken und grau-grün-blauen Augen, die je nach Kontrast ihre Farbe wechseln. Und Karriere konnte der Mann auch ziemlich gut. Nach dem Doktor stand die Professur im Raum. Ganz schemenhaft, nebulös zwar, aber doch fast greifbar. Dann kamen die Depressionen, der Burnout, der Wahn. Das war vor fünf Jahren. Jetzt geht es ihm auch schon ein bisschen besser. So viel Schizophrenie hat er gar nicht mehr.

Wenn er nichts Besseres zu tun hat, streunt er ziellos auf dem Campus herum und setzt sich in Veranstaltungen. Er guckt dann mehr auf die Studenten als

auf die Vorlesung. Am liebsten sind ihm die verpeilten Depressiven. Manchmal werden aus traurigen Kiffern fette Psychos. In ihre viel zu kleinen und löchri- gen Klamotten gezwängt staksen die in der Gegend herum, als wären sie spre- chende Presswürste. Neue Kleidung? Nicht drin, zu teuer! Müsste aber sein, denn werden die erst mal verrückt von den Drogen, kriegen die ziemlich üble Medikamente. Die machen hungrig. So einer kommt leicht auf 100 Studenten. Und sieht Herr Lohr so jemanden, be- sucht er die Vorlesung weiter, guckt ihm zu, würde ihn am liebsten noch weiter mästen, einen Schokoriegel ausgeben. Er kriegt dann ein Gefühl der Zugehörig- keit, eine Illusion der Sicherheit. Beim Frank sitzt er eigentlich nie drinnen. Da- bei stehen die beiden gut miteinander. Ja,

der hat alles richtig gemacht, denkt Herr Lohr oft. Deswegen hasst er ihn. Aber vielleicht sind sie auch gerade deswegen noch befreundet. In den meisten Beziehungen gibt's bloß Platz für einen Verrückten.

Die Bank unter den Linden ist leer. Herr Lohr weiß nicht, wo der Frank ist, aber hier ist er nicht. In der Luft liegt noch ein feiner Hauch von Schweiß und Kaffee. Er muss den Freund nur um ein paar Minuten verpasst haben, denkt er und stellt weitere Ermittlungen an. „Aha! Schoko-Brösel auf dem Boden, case closed! Frank war hier. Und ein weiterer fulminanter Sieg in der Geschichte des großartigen, sagemumwobenen Detektivs, Herr Lohr. Ich sollte das beruflich machen“, denkt er und zündet sich eine Zigarette an. Paranoide sind geborene Detektive. Sie wis-

sen, wie man jemanden verfolgt, ohne es so aussehen zu lassen und werden sie aus Rache selbst verfolgt: Vergiss es! Die wissen das schon lange, bevor man überhaupt anfängt.

Herbert setzt sich auf die Bank und pafft an der Kippe. Er zieht den Rauch ein und fragt sich, was für ein schwarzer, Teer-Batzen seine Lunge jetzt schon sein muss. Herr Lohr setzt auf die Forschung. „Bevor mich der Lungenkrebs dahinrafft, kann man bestimmt Organe im Supermarkt kaufen“, denkt er. „Und wenn nicht, dann halt von irgend einem Dritte-Welt-Kind. In Zuchtfabriken werden die dann gemästet, damit sie reichlich gesunde Organe produzieren. Wäre das so anders, als es eh schon ist?“

Herbert Lohrs Finger rutschen an der Zigarette ab, die Glut brennt sich in das

Fleisch, er kreischt hysterisch, wedelt mit der Hand, pustet drauf. Der Schmerz vergeht. Es wird warm und die Uni erwacht zum Leben. Herr Lohr versinkt in einem Buch und wartet, bis jemand Zeit für ihn hat.

Die Mensa platzt aus allen Nähten. Lange Beine, kurze Röcke, Herr Lohr glotzt sabbernd, schaufelt ordentlich Salat in das kleine Schälchen. So lange das da reinpasst, ist alles erlaubt. Sorgsam schichtet er die Gurken, richtet sie perfekt aus, damit ein gutes Fundament entsteht. Darauf dann das ganze andere Gemüse. Mit Dressing verkleistert, baut Herbert einen Turm in die Höhe und stellt sein Kunstwerk aufs Tablett. Es vibriert unter den vielen Schritten. Vom Reiche-Leute-Stand kommt Professor Frank. Der hat sich so ein Gourmet-Gericht für 8,50 Euro

geholt. Er guckt kurz die Tomaten an, dann Herberts Salat.

„Der Turmbau zu Babel??“, fragt Frank, „das ist Blasphemie!!!“, ruft er und zückt seinen Löffel, will dem Teil zu Leibe rücken und es einfach umwerfen.

„Na hör mal“, sagt Lohr, wirft sich schützend vor sein Essen, zückt nun seinerseits das Besteck, um in den Gegenangriff überzugehen. Da wird der Frank auf einmal ganz friedlich, bei seinem Essen ist Schluss mit lustig. Die beiden gehen zur Kasse, finden am Rand einen Sitzplatz, einen Tisch für sie alleine.

„Was treibst du so?“, fragt Frank.

„Nicht viel“, sagt Herbert und knabbert an einem Salatblatt.

„Der ewige Student ...“

„Irgendwie sind wir das doch alle ...“, in Lohrs Kopf knackt es. Er schiebt einen

Film, bastelt sich aus lachenden Gesichtern Teufelsfratzen, kriegt eine ordentliche Ladung Stupor ab. Wie eine Schildkröte zieht er seinen Kopf ein und verharrt wie aus Stein.

„Isst du das gar nicht mehr?“, fragt Frank, Herr Lohr guckt regungslos auf den Boden.

„Du isst das gar nicht mehr!“, bestätigt Frank, lädt den Rest von Herrn Lohrs Essen auf seinen Teller. Herr Lohr has left the building. Nach ein paar Minuten kriegt sich der Schizo wieder ein.

„Was soll'n das?“, fragt er und guckt traurig auf seinen leeren Teller.

„Immer schön alles aufessen, in Äthiopien verhungern Kinder!“

„Ich hasse dich! Ich glaub, du hast 'ne kranke Fixierung auf Essen. Frag mal Freud, was das eigentlich soll.“

„Papperlapapp!“ Der Frank rubbelt sich den Bauch, rülpst mit geschlossenem Mund.

„Bäh!“, sagt Lohr, „hast keine Manieren.“

„Wenn man die Teile losschickt, weiß man nie so genau, ob das bloß Aufstoßer oder schon Rülpser werden ... Für Martin Luther war das sowieso okay. Und im ungarischen Kulturkreis ist das in-den-Mund-Rülpfen ohnehin erlaubt.“

„Da kann man auch Zigeunern in den Mund pissen und kommt wahrscheinlich straflos davon.“

„Auf nach Ungarn?“

„Auf nach Ungarn!“

Die beiden packen ihre Tablett, geben sie einer der Bedienungen in die Hand und verabschieden sich am Ausgang.

3

Dem Wanderer tun die Füße weh. Im Halbdunkel verbreitet der Wald seine Schatten. Fast blind folgt er dem Wolf, dessen Lefzen schlabbernd den Weg weisen. Der Untergrund knarzt und ächzt unter den Schritten und in der Ferne zwitschern die Vögel. Von den Bergen aus zeichnet sich am Horizont schon die Stadt ab. Ihr Licht brennt sich in den schwarzen Himmel und lässt keinen Zweifel mehr daran, dass die Nacht kommt, aber die Sterne fern bleiben. Ein Geräusch wie ein Fiepen, etwas fegt über den Boden, flitzt durch den Morast. Der Wolf knurrt und stobt hinterher. Der

Wanderer sinkt bei jedem Schritt ein paar Zentimeter in den Boden ein. Orientierungslos geht er einfach immer weiter vorwärts, dem Dornengebüsch, das ihm das Gesicht zerkratzt, schenkt er keine Beachtung. Mit den Armen wehrt er das Gestrüpp ab und schiebt es zur Seite. Dann kommt die Lichtung. Müde steht der Wanderer da und schaut hinunter auf die vielen Straßen und Häuser, deren Konturen in der spärlichen Beleuchtung nur zu erahnen sind. Es hat etwas Friedliches, eine Großstadt aus der Ferne zu betrachten. Trotz geschäftigen Treibens dringt kein Ton an den Beobachter heran. Der Wanderer hat ein gutes Gefühl. Das ist meine Stadt, denkt er, hier werde ich bleiben. Er nickt zufrieden und setzt sich ins Gras. Etwas jault im Todeskampf, ein Tapsen. Stolz legt der Wolf seine Beute

vor dem Wanderer ab. Am Rand des Waldes gibt es reichlich Holz. Schnell ist genug für ein ordentliches Feuer gesammelt. Die brüchigen, morschen Stücke kommen in die Mitte, drüber die großen Scheite. Mit Zeitungspapier zündet der Wanderer an, die beiden wärmen sich. Der Wanderer häutet das Tier, spießt es an einem langen Stock auf. Es brutzelt, der Wolf schmatzt genüsslich, guckt dann den Wanderer an.

„Was'n los?“, fragt der, streichelt ihn, das Tier wackelt mit dem Kopf, „ein Feiner bist du, ein ganz Feiner!“

„Fick dich selbst!“, sagt der Wolf entrüstet, „sitzt übrigens gerade in einem Haufen Scheiße!“

„Warum hast du das nicht gleich gesagt?“ Der Wanderer steht auf, kratzt seine Tarnhose mit einem dicken Ast ab.

„Bin doch kein so Feiner, hm?!“, sagt der Wolf und kichert, „Spasti.“

„Warst ... du das ...?“

„Genau, hab mal eben, gerade wie du im Begriff warst, dich zu setzen, eine Raketen-Schlubbiwurst aus meinem Arschloch auf deine Sitzfläche torpediert. Und das noch dazu ohne zu furzen, sonst hättest es ja gehört. Denk doch mal nach ...“

„Dir wäre alles zuzutrauen ...“

„Warst eh vor mir hier.“

„Pling!“

„Pling?“

„Pling, das Eichhörnchen ist durch.“

„Bist du eine Mikrowelle?“

„Man wird doch wohl noch träumen dürfen.“

„Du wärest gerne eine Mikrowelle?“

„Ich hätte gerne eine Mikrowelle.“ Der Wanderer nimmt das Eichhörnchen vom

Feuer, schneidet es auf und die Fleischstücke heraus. Die Eingeweide schmeißt er dem Wolf hin.

„Da fehlt Salz“, sagt der Wolf.

„Wir sind zu arm für Beschwerden“, sagt der Wanderer.

„Ich krepier noch an Jodmangel.“

„Wölfe brauchen kein Jod.“

„Hast Ahnung von Wolfmedizin?“

„Klar ...“

„Freak!“

„Wir brauchen Geld“, der Wanderer kratzt sich am Kopf, überlegt.

„Und zwar einen Haufen ...“

„Kannst du nich' tanzen oder so?“

„Bitte was? Mach du das doch?!“

„Ein tanzender Wolf wäre bestimmt eine Menge Trinkgeld wert, ein tanzender Penner und die Leute laufen schreiend davon.“

„Tanzen ist bloß für Frauen.“

„Manchmal bist du mir echt zu konservativ ...“

„Und Schwuchteln ...“

„Warum bewegen dich Homos eigentlich so sehr? Geht doch niemanden was an, was die so machen. Würdest doch auch nie auf die Idee kommen, zu sagen: Hey jetzt hört mal alle mit eurem Analsex auf, was soll das überhaupt? Jemand, der eine sehr starke Einstellung zu einem Thema hat, ist meistens selbst emotional darin involviert. Bist bestimmt so ein verkappter Homo!!“

„Fress dich gleich, ratzefatz.“

„Fängst mit meinem Penis an?“ Der Wolf springt auf und macht Anstalten, den Wanderer zu fressen. Der lacht sich kaputt, weicht aus, rutscht im nassen Gras ab und kullert kichernd den Berg

hinunter. Dort bleibt er liegen und schaut in den Himmel.

„Bist du tot?“, fragt der Wolf von oben.

„Das Gras ist hier viel weicher“, sagt der Wanderer, „ich glaube, da liegt Moos.“
Elegant tapst der Wolf die Böschung hinunter, geht vier, fünf mal im kleinen Radius im Kreis und legt sich neben den Wanderer, der schon schläft.

4

Etwas fehlt, denkt Bernd Locher. Langsam hat sich das Gefühl eingeschlichen und lässt sich jetzt nicht mehr aus dem Kopf des Arztes vertreiben. Schal schmeckt das Leben und bitter ist der Nachgeschmack der eigenen Vergänglichkeit. Die ganzen Falten im Gesicht und auf der Haut, das erleichterte Stöhnen beim Hinsetzen. „Ab wann trage ich Windeln?“, hat sich Bernd gefragt und dann gleich mal ein Motorrad gekauft. Dazu eine 25 Jährige. Beides wurde gestohlen, versichert war leider nur eins davon.

Bernd Locher ist Bürokrat und Selbstoptimierer. Jeden Tag setzt er sich an seinen schweren Schreibtisch und zieht Bilanz. Was habe ich heute erreicht, was gelernt, was kann optimiert werden? Gehe ich in die richtige Richtung? Er bewertet sich selbst, vergibt Punkte. Er wird besser. Dann zieht er einen dicken Strich unter seine Rechnung und fragt sich was bleibt. Es gibt aber keinen Rest. Ein paar Sachen könnten schon noch effizienter werden, doch das, was fehlt, das steht hier nicht. Bernd hilft gerne. Eigentlich wollte er nach seinem Studium zu Ärzte ohne Grenzen, seine Eltern hatten es ihm aber ausgeredet. Vielleicht ist es ja das, was ich brauche, denkt er manchmal, bestimmt mache ich nicht genug, bestimmt trage ich zu wenig zur Gesellschaft bei, als es jemand wie ich könnte und sollte.

Dann schmiedet er Pläne, die er danach mit teurem Whisky wieder ertränkt.

Bernd stemmt jetzt 90 Kilo. Bankdrücken. Seine Brustwarzen hüpfen schon auf und ab, wenn er eine Treppe runter geht, weil da so viel Muskelmasse dazwischen ist. In seinem kleinen Fitnessraum hat er Spiegel installiert. Er schaut sich gerne dabei zu, wie seine Muskeln pulsieren. Besonders gerne begutachtet er die dicke Ader über seinem rechten Bizeps. Trotz der Falten sieht Bernd gut aus, noch schauen ihm die Frauen hinterher. Er weiß, dass das bald aufhören wird.

„Pfff“, macht Bernd und legt die Hantel zurück auf das Gestell. Das Set ist durch. In der Dusche dreht er abwechselnd auf kalt und warm, um den Kreislauf zu stärken. Heute nicht das gute Hemd,

denkt er, sonst schäme ich mich zu sehr neben Herbert. Bernd streift noch einen alten Pulli drüber und nimmt die Straßenbahn zum Rathaus, die letzten zwei Stationen läuft er. Ihm gefällt es, wie der kühle Wind sein Gesicht streift und seine Backen dabei glühen. „Die Kälte kann mir nichts“, denkt er, „ich bin der Fels in der Brandung.“

Die Bar ist fast noch leer. Nur ein paar Kids spielen Darts. Bernd bestellt einen doppelten Whisky und schaut sich um. Professor Frank winkt ihm zu.

„Gentlemen!“, sagt er zu Frank und Lohr, die ganz am Rand der Bar sitzen.

„Guten Tag“, sagen die beiden, die Kellnerin bringt den Whisky.

„Hübsches Glas“, sagt Herbert, „kann ich das haben?“

„Woraus soll ich denn dann trinken?“, fragt Bernd zurück.

„Nein, ich meine, wenn du fertig bist ...“

„Diebstahl ist doch unmoralisch ...“, sagt Bernd.

„Jeder stiehlt“, sagt Lohr, „und wenn jeder stiehlt, wäre es unmoralisch, nicht zu stehlen. Moral muss ein Spiegelbild der Gesellschaft sein und darf nicht von einer Wunsch- und Traumwelt abgeleitet werden.“

„Glaub nicht, dass jeder diese Gläser klaut“, sagt Locher.

„Na, dann stehlen die halt was anderes, muss ja nicht unbedingt ein Glas oder Objekt sein.“

„Ihr Philosophen habt immer Begründungen für die absurdesten Thesen ...“, sagt Bernd, Frank schaufelt Erdnüsse in sich rein, grunzt.

„Was macht die Frau?“, fragt Bernd Professor Frank.

„Hat sich ein Besenfahrrad gekauft, damit gurkt sie jetzt im Haus rum ...“

„Was'n das?“, fragt Bernd.

„Na ein Fahrrad mit Besen vorne dran. Die alte Schachtel schmeißt das Geld mit beiden Händen raus. Und das nur für Quatsch. Weiß nicht, was die hat, aber ich glaube, Hitler hatte das auch.“ Die anderen beiden nicken. Bernd hat Mitleid. Es muss furchtbar sein, in einer Partnerschaft gefangen zu sein, die eigentlich keiner der beiden mehr so wirklich will, denkt er.

Nach einer Partie Billard verlassen sie die Bar und gehen in Richtung Haltestelle. Ihre Schritte verhallen in den leeren Straßen. Das Licht der Laternen lässt die goldenen Löwen am Rathaus leuchten.

Herr Lohr kriegt ein mulmiges Gefühl, die Schatten tanzen vor seinen Augen, der Wind pfeift ihnen um die Ohren.

„Da liegt ein Schuh“, sagt Herbert und zeigt in die Gasse rechts neben ihnen, erleichtert, endlich seine Aufmerksamkeit auf etwas richten zu können, endlich von sich selbst weg zu kommen.

„Willste den auch haben?“, fragt Frank spöttisch.

„Warum liegt der da?“, fragt Herbert, Frank ignorierend.

„Hat bestimmt'n besoffener Penner verloren“, sagt Bernd.

„Der sieht aber teuer aus“, sagt Herbert, „schau mal, echtes Leder ...“

„Niemand weit und breit zu sehen“, stellt Bernd fest.

„Und da liegt eine Münze“, sagt Herbert und hebt ein Fünfcntstück vom Boden

auf, „und noch eine ... Hier liegt eine ganze Menge. Ist das ... Blut?“ Herbert streift seinen Zeigefinger am Boden und riecht dran, „Eisen, es ist Blut! Ich glaube, hier hat ein Ver...“

„Verbrechen stattgefunden“, sagt Frank schnell und laut, als ob er zuerst drauf gekommen wäre.

„Was ist da bloß passiert?“, fragt Bernd.

„Die Münzen gehen vom Schuh weg und ergeben eine ungefähre Linie in diese Richtung“, sagt Herbert und zeigt nach rechts. Das Blut liegt ein paar Meter vom Schuh entfernt. Der Schuh ist ein Slipper. Man verliert ihn am leichtesten, wenn man nach hinten geht. Ich kombiniere: Es handelt sich um einen Raubüberfall. Der Mann stand hier, sollte seinen Geldbeutel herausgeben, was er auch tat, doch aus unerfindlichen Gründen stach der Dieb

trotzdem zu, worauf der Mann, seinen Geldbeutel noch in der Hand, mit einem Satz nach hinten das Weite suchte. Dabei flogen dann Münzen heraus, weil er ihn erst während des Rennens wieder einsteckte. Und erst nach ein paar Metern tropfte das Blut bis auf den Boden. Der Mann ist irgendwo hier hin gelaufen“, Herbert zeigt wieder entlang der Münzen nach rechts.

„Er ist immer noch in Gefahr“, sagt Frank, „sonst hätte er längst seinen Schuh wieder abgeholt ...“

„Wir sollten der Sache nachgehen“, sagt Bernd.

Die drei marschieren los. An der Kreuzung machen sie halt.

„Er wird geradeaus gelaufen sein“, sagt Herbert, „dazu musste er nicht abbrem- sen.“

Nach fünf Minuten immer noch nichts.

„Vielleicht ist das schon Stunden her“, sagt Frank.

„Wenig Blut gerinnt sehr schnell“, sagt Bernd, „höchstens ein paar Minuten ...“

In der Nebenstraße klirrt es. Herbert guckt vorsichtig um die Ecke.

„Da sind sie“, sagt er. Die drei biegen ab, rennen in Deckung. Der fette Professor Frank macht eine Kampfrolle hinter das nächste Auto, summt dabei das James-Bond-Theme.

„Da da da dadda da da da dadda“, macht er, „daddadaaaaa.“

„Schh“, sagt Bernd, hält sich den Zeigefinger vor den Mund.

Unter einer kaputten Straßenlaterne steht ein Typ mit edlem Mantel, in die Ecke gedrängt von einem schäbig aussehenden Penner, der ein Messer in der

Rechten hält. Der Penner sieht aus wie Brokkoli. Krause Haare, verzogenes Gesicht.

„Gib mir dein Geld, Lackaffe“, sagt er.

„Das hast du doch schon“, sagt der andere.

„Ach ja, stimmt.“

„Depp!“

„Wie war das?“

„Willst du meinen Mantel?“

„Hm...“

„Ist ein schöner Mantel ...“

„Ne, ich will dich lieber noch ein bisschen stechen.“

„Das hast du doch auch schon gemacht.“

„Nur noch ein kleines bisschen?“

„Nö!“

„Aber ich hab das Messer, ich entscheide!“

„Aber ich hab den Mantel!“

„Versuch nicht, mich mit deinem Quatsch zu verwirren!“ Der Penner holt aus.

„Ich rufe die Polizei“, sagt Herbert, hält sich dabei die Hand trichterförmig vor den Mund, damit es so aussieht, als habe das jemand anderes gesagt und steht aus seiner Deckung auf. Der Penner dreht sich um, Herbert zeigt auf Bernd, der jetzt auch steht.

„Was seid'n ihr für zwei?“, fragt der Penner.

„Tatsächlich sind wir drei“, korrigiert Herbert. Bernd wählt den Notruf und fragt sich, warum sie das nicht schon längst getan haben.

„Wir benötigen Verstärkung“, brüllt Bernd in das Telefon hinein, „die Lage ist nicht unter Kontrolle, ich wiederhole, nicht unter KONTROLLE!“

„Ich brauch die Scheiße nicht“, sagt der Penner, „ich hab Venedig gesehen!“ Und will einfach davon spazieren.

„Nein, das machst du nicht“, sagt Frank, schmeißt einen Stein auf den Penner und fühlt sich dabei wie ein Actionheld.

„Doch, das mach ich schon!“, sagt der Penner, bleibt stehen und guckt dem Stein zu, wie er gegen das nächste Auto mitten in die Türe kracht.

„Du solltest das beruflich machen“, ruft der Penner über die Alarmanlage hinweg und reißt den Außenspiegel von der Karre ab, „jetzt ist eh schon wurscht“, brüllt er noch und läuft mit dem Spiegel unterm Arm davon. Die Sirenen kommen näher.

„Danke!“, kreischt der Typ mit nur einem Schuh. Die drei gucken einander ratlos an. Keiner hat so wirklich Lust da-

rauf, den Schaden an dem Auto zu bezahlen. Professor Frank reagiert als Erster. Er schubst Herbert in Richtung der Sirenen, nehmt ihn, nehmt ihn, denkt er und rennt davon. „Arschloch“, denkt Herbert, „wenn du das nächste Mal bei mir bist, geb' ich dir nur den billigen Whisky und wenn du das nicht erkennst, dann bist du nur ein stilloser Mensch, ein STILLOSER MENSCH! AHAHA-HAAHA.“ Bernd hilft dem Lohr wieder auf die Beine und nimmt seine Hand. Seelenruhig gehen die beiden in Richtung der Sirenen. Wer würde schon ein schwules Paar verdächtigen? Niemand! Herr Lohr schiebt Paranoia. Aber die Dunkelheit betäubt ihn, gibt ihm ein Gefühl der Geborgenheit. So schaffen sie's an der Polizei vorbei, bis zur Straßenbahnhaltestelle.

„Bestimmt haben wir ihm das Leben gerettet“, sagt Bernd und grinst zufrieden. Herbert nickt und nimmt die Straßenbahn, Bernd gönnt sich ein Taxi nach Hause.

Nur Frank sitzt noch da. Er ist ein paar Blocks weit gelaufen – oder eher zügig gegangen, schließlich ist er ja viel zu fett, um wirklich laufen zu können – und hat sich dann auf eine Bank gesetzt. Der Puls rast und er schnauft wie ein erstickender Mops. So lebendig hat er sich noch nie gefühlt.

Bob ist auf Streife. Ab und zu macht er das noch, wenn er keine Lust mehr auf seinen Schreibtisch hat. Die rosa Plüschwürfel am Spiegel seines Polizeiwagens wackeln in den Kurven hin und her. Die Kollegen scherzen über die Teile. Dann

sagt Bob immer: „Die hat mir meine Freundin geschenkt, kann die doch nicht wegschmeißen, die müssen da hängen.“ Meistens nicken seine Kollegen darauf verständnisvoll. Und wenn sich seine Freundin über die Dinger beschwert, dann sagt Bob immer: „Das ist eine verlorene Wette, die müssen da hängen bleiben.“ Bob hat sich die Würfel nämlich selbst gekauft. Seine Freundin hatte gar nichts damit zu tu. Nur dank brillanter Taktik, kann er sie auch hängen lassen.

„Bewaffneter Raubüberfall, Kreuzung Fünffensterstraße/Erzbergerstraße“, funkt die Zentrale.

„Bin aufm Weg“, funkt Bob. Wenn Waffen im Spiel sind, wird Bob immer ein bisschen mulmig. Er zieht seine Pistole aus dem Halfter und wiegt sie in der Hand. Ein gutes Gefühl, denkt er, sollen

sie doch kommen! Vor seiner Sirene weichen die Autos aus. In freier Fahrt drückt er das Gaspedal durch und lässt sich vom jaulenden Motor in den Sitz drücken. Vorbei an den Homos, die Bob nur eines kurzen Blickes würdigt, rast er bis zur Kreuzung, schaut sich im Wagen sitzend um. Nur ein Typ, der ein bisschen blutet, so schlimm kann das alles doch nicht sein, denkt er, steigt aus, legt trotzdem die Rechte an das Halfter an.

„Polizei“, sagt Bob, „was ist hier passiert?“

„Ich wurde beraubt“, sagt der Mann, „mit einem Messer bedroht und gestochen, sehen Sie nur ... das ganze Blut, Bluhuuuut!“

Der Typ hält Bob seine Handaußenseite hin, auf der ein kleiner Stich zu sehen ist.

„Beschreiben Sie den doch mal“, sagt Bob.

„Dabei hab ich dem mein Geld schon gegeben, trotzdem wollte er mich noch stechen ...“

„Wo ist er denn hin?“

„Und dann kamen drei Typen, haben die Polizei gerufen und einen Stein auf das Auto da geworfen.“

„Hä?“ Bob weiß nicht, was das soll.

„Schätze, die waren verrückt... Und der Angreifer hat dann den Außenspiegel abgetreten und ihn mitgenommen. Ich weiß auch schon, wie Sie den finden, Herr Wachtmeister. Suchen Sie einfach nach einem Mann, der einen Außenspiegel dabei hat!“

„Merkwürdig“, sagt Bob und notiert etwas auf seinem Block, „äußerst merkwürdig ...“

Das Haus der Franks ist klein. Das stört alle Beteiligten. Wenn der kleine Manuel im Wohnzimmer auf seiner Konsole spielt, sitzt er fast schon in der Küche.

„Kriegst noch viereckige Augen“, sagt Frau Frank ihrem Sohn, wenn er zu lange spielt. Früher hat er ihr das auch geglaubt und regelmäßig den Krümmungsgrad seiner Augen kontrolliert, ob sich nicht schon eine Veränderung abzeichnet. Nichts ist passiert. Dadurch hat er jetzt empirische Daten, die die These seiner Mutter widerlegen.

„Quark“, sagt er dann zu ihr, wenn sie ihn wieder damit aufzieht. Meist ein biss-

chen enttäuscht. Eigentlich hätte Manuel sehr gerne viereckige Augen. Die würden auch viel besser zu seiner viereckigen Brille passen.

Frau Frank braucht Geld. Das, was Herr Frank verdient, hat ihr mal gereicht. Jetzt ist alles anders. Tupperware, dubiose Schneeballsysteme. Sie glaubt, sie hat ihre Berufung im Verkaufen gefunden.

„2500 € ...“, sagt Frank vorwurfsvoll, hält ihr einen Kontoauszug vor die Nase, „warst du das?“

„Das war für ein Investment“, sagt Frau Frank.

„Was?“

„Ein Investment, wir kriegen danach noch was raus, ich kann den Einsatz verdoppeln.“ Frau Frank guckt verrückt. Herr Frank grummelt. „Die spinnt doch“,

denkt er, „was weiß die schon von so was?“

Er schlägt die Tür ins Schloss und hüpfte zu seinem Auto, setzt ein, zwei mal kurz vom Boden ab. Frank fährt im Kreis. Es ist noch zu früh. 10 Minuten müssen noch verstreichen. Zur falschen Zeit kommen, ist nämlich unlogisch. Zweimal um den Block herum, dann dreimal um zwei Blocks herum, Frank fährt eine Acht. Sein Nachbar guckt ihn blöd an, wie er schon zum dritten Mal vorbei fährt. Fragt sich, was der Professor da treibt. Frank zeigt ihm den Mittelfinger, braust los.

Die Logiker treffen sich immer bei Mark zu Hause. Marks Wohnung ist im Keller. Alles ziemlich dunkel, dafür viel Platz. Das tote, schwache Licht gibt den Möbeln einen unwirklichen Anstrich. Und wenn

Mark auf seinem alten Sessel aus dem Antiquariat sitzt, fühlt er sich ein bisschen wie aus einem anderen Zeitalter.

Herr Frank zieht die Kutte schon im Auto an. Bei den Treffen soll man einander nur in den Teilen sehen, da sind die Regeln ziemlich streng. Klingelingeling. Mark macht auf. Die beiden geben sich beide Hände. Das ist der geheime Handschlag der Logiker. Weil es logisch ist. Der Handschlag entstand, um zu zeigen, dass man keine Waffe in der rechten Hand trägt. Dessen kann man sich aber nur sicher sein, wenn man beide Hände sieht. Man könnte ja auch einen Dolch in der Linken haben.

Die drei sprechen sich nur mit ihren Logiker-Namen an. Mark ist Logiker 1, weil er der Erste war. Als zweiter kam Dieter oder Logiker 2 dazu. Professor Frank ist

der Dritte, Logiker 3. Manchmal nennt Frank Mark aus Versehen Mark. Der ist dann resigniert. Frank hat die beiden durch eine Anzeige kennen gelernt: „Logiker für Logiker-Gruppe gesucht. Logiker-Zeugs und so.“

Die drei sitzen an einem dreieckigen Tisch. Spezialanfertigung. Bei vier Ecken gäbe es nämlich keine Möglichkeit, logisch zu entscheiden, wer wo sitzt.

„a Quadrat plus b Quadrat ist d Quadrat“, sagt Professor Frank. Logiker 1 kichert.

„Ist ja eigentlich c Quadrat“, sagt Frank.

„Naja“, sagt Logiker 2 und guckt skeptisch, „die Buchstaben sind ja eigentlich nur abstrakte Platzhalter. Rein der Funktion nach gibt es keinen Unterschied zwischen ihnen. Dass man „ist c Quadrat“ sagt und nicht „d Quadrat“, ist nur eine

Konvention. Es gibt keinen logischen Grund, warum nur der eine Buchstabe für etwas stehen sollte.“

„Na wegen der Konsistenz, c kommt eben vor d“, sagt Frank und lacht triumphierend, „hörste ihn?“, sagt er, lacht, klopft Logiker 1 auf die Schulter, „er weiß gar nicht, was Logik ist!“

„Damit verschiebst du das Problem nur“, sagt Logiker 2, „auch wenn das Alphabet so geordnet ist, gibt es immer noch keinen logischen Grund, warum es so geordnet ist. Das ist auch nur eine Konvention!“

„Wahaas?“, sagt Logiker 1, hält sich die Hände an die Backen. Professor Frank krallt seine Fingernägel in das Holz des Tisches. Ich habe verloren, denkt Frank, überlegt kurz, Logiker 2 ordentlich gegen

das Schienbein zu treten. Wäre das logisch?“, fragt er sich.

„Wollen deine Freunde Kekse?“, fragt Marks Mutter, die ins Zimmer gekommen ist, ohne zu klopfen.

„Nicht jetzt, Mutter“, sagt Mark, nimmt sich aber einen Keks. Frank greift sich gleich fünf. Dann geht die Mutter wieder hinaus.

„Ist es eigentlich logisch, mit 38 noch bei seiner Mutter zu leben?“, fragt Logiker 2.

„Na logisch“, sagt Mark, zieht sich die Kapuze seiner Kutte ins Gesicht, „man muss nicht waschen, nicht kochen, nicht putzen. Erst wenn solche Aufgaben an andere verteilt werden, kann man sich dem wirklich Großen widmen.“

„Der Arbeitslosigkeit?“, fragt Frank.

„Misst du allen Erfolg bloß in Karriere?“, fragt Mark zurück, „Fortschritt kann für mich nur in Erkenntnis liegen.“

„Sollen wir jetzt endlich anfangen?“, will Logiker 2 wissen.

„Es ist unmöglich, das zu wissen!“, sagt Logiker 1.

„Halt die Klappe, Mark“, sagt Logiker 2.

„Logiker 1!!“, sagt Logiker 1, hält seine Hände über eine Wahrsagerkugel, schaut verschwörerisch in den Raum, „so mögen wir beginnen!“

„Der Reichtum des Westens ist auf der Armut der Schwellenländer aufgebaut“, sagt Logiker 2.

„Falsch!“, sagt Professor Frank.

„Warum?“ Sagt Mark.

„Die Menge des Allquantors ist zu hoch“, sagt Frank, „man muss schon misstrauisch sein, wenn ein einfacher,

einzelner, wenig komplexer Satz einen komplizierten Sachverhalt mit vielen Beteiligten beschreibt. Das kann nie im Leben der Realität gerecht werden.“ Logiker 1 und 2 nicken.

„Keine Einwände?“, fragt Logiker 1, klopft dann mit dem Holzhammer auf die Tischplatte, „dann ist es entschieden. Heute kriegt der Frank den Cookie der Wahrheit“, Mark holt das Teil hervor, seine Mutter hat es gebacken, „lass es dir schmecken!“ Und gibt ihn Professor Frank.

„Ach übrigens“, sagt Mark und drückt auf einen Buzzer, Konfetti regnet vom Himmel, „das ist unser 100. Treffen!“ Logiker 3 und Logiker 2 nicken sich grinsend zu.

„Hab da mal was vorbereitet“, sagt Mark, stellt Chipstüten auf den Tisch und

holt eine DVD hervor, „Plan 9 aus dem Weltall! Der unlogischste Film aller Zeiten!“

Die drei knabbern die Chips und zerreißen Ed Woods Gehirnfurz, wodurch der unlogischste Film für sie zum besten aller Zeiten wird.

6

Der Wanderer schwitzt. Über dem abgewetzten Shirt trägt er immer noch seine durchlöchernte Bomberjacke, obwohl ihm die Sonne schon den Schweiß ins Gesicht treibt. Aber er denkt, er sieht gut darin aus. Und er will's nicht riskieren, das Teil in den Verschlag an seinem Schlafplatz zu stopfen. Die Lagerhalle im Industriegebiet ist zwar verlassen, trotzdem streifen dort noch Gestalten herum. Der Wolf und er sitzen an der Treppe am Rande der Fußgängerzone und sehen der pulsierenden, atmenden Stadt zu, wie die Menschen in Mengen geschäftig von einem Laden in den nächsten laufen, als wären

sie weiße Blutkörperchen, die sich auf einen Eindringling stürzten.

„Mehr“, sagt der Wolf und schmatzt. Der Wanderer kippt ihm eine ordentliche Ladung Hundefutter in seinen Napf.

„Danke!“, sagt der Wolf, hört kurz auf zu essen und sagt: „Eklig, aber mit vielen Vitaminen! Solltest auch was davon nehmen ...“ Der Wolf stupst ihm mit der Nase ein paar der braunen Kringel zu.

„Erst bevor ich krepier“, sagt der Wanderer. Ein Passant hat ihm eine riesige Tüte von dem Zeugs gegeben. In der Lagerhalle liegen noch ein paar mehr. So was kriegt er massenhaft geschenkt. Aber Essen für ihn selbst gibt ihm niemand, weil den Leuten das Wohl des Tieres wichtiger ist.

Da lag so ein Krüppel in der Fußgängerzone und hat gebettelt. Jeder seiner nack-

ten und deformiert angeschwollenen Füße hatte nur noch einen riesigen Zehen. Der Mann hat seine Behinderung für Kleingeld instrumentalisiert. Der Wanderer hat in den vollen Pott gegriffen und das Geld in seine Taschen gestopft. Was soll der schon machen?“, hat er gedacht, „mich verfolgen?“

Und jetzt hat der Wanderer zehn Euro. In der Früh ist niemand im Burger King.

„Der ist süß“, sagt die Kassierererin zur Kollegin.

„Ich glaub, das ist ein Obdachloser“, sagt die Kollegin.

„Ich glaub, das ist ein Hipster!“

„Gebt mir euer bestes Menü!“, sagt der Wanderer. Die Pommes Maschine wird angeworfen.

„Frag ihn doch nach seiner Handy Nummer“, tuschelt die Kollegin, „Penner

haben keine Handys, dann weißt du, ob er bloß ein Hipster ist.“

„6.50 Euro macht das dann“, sagt die Kassierererin und guckt dem Wanderer tief in seine grauen, müden Augen, „du und dein Hund haben die gleiche Augenfarbe.“

„Pfffffffff, Hund?“ macht der Wolf, „blöde Schnepfe! Ich kenn so Leute, die will bestimmt, dass man ihr immer Stöckchen bringt, diskriminierende Fotze.“

„Wir sind eins“, sagt der Wanderer, zahlt, „deswegen haben wir die gleichen Augen.“

„Gibst du mir deine Handynummer?“, fragt die Kassierererin.

„Du Dummerchen“, sagt der Wanderer, kichert „was willst du denn mit meiner Nummer?“

„Was?“, fragt die Kassierererin perplex, räuspert sich.

„Na du bist doch nur'n riesiger Burger auf Beinen!“

„Nein!“, sagt die Kassierererin.

„Beide seid ihr zwei köstlich hübsche Burger!“, sagt der Wanderer, glotzt die zwei vor Fett triefenden Riesenhamburger an, immer wenn sie sprechen, wippen die aufeinanderliegenden Fleischstücke auf und ab und spucken literweise Ketchup auf den Tresen. Die enormen Salatblätter wedeln dem Wanderer kühlen Wind entgegen. Laut macht es peng, immer wenn einer der faustgroßen Sesamstücke von den Brötchen auf den Boden knallt.

„An euch würde ich gerne mal nappeln“, sagt der Wanderer.

„Das ist doch gar kein richtiges Wort“, sagt die Kollegin, schiebt dem Wanderer seine Tüte und die Cola entgegen. Der schmeißt ein paar der Pommes auf den Boden, der Wolf macht sich drüber her.

„Große Burger verkaufen kleine Burger“, sagt der Wanderer, lacht verrückt, schaut auf eine kopf-große Tomate, die seitlich an der Kassiererin klebt. Die Kassiererin wird nervös, langsam reicht's ihr auch mit den ganzen Bekloppten.

„Hast doch deine Burger“, sagt die Kollegin, „und nun raus mit dir!“

„Jetzt haltet mal alle die Klappe“, sagt der Wolf, „ich kann nicht mehr in Ruhe kauen!“

„Na dann gehen wir halt“, sagt der Wanderer ein bisschen beleidigt, greift sich die braune Tüte und spaziert aus der Lokalität heraus. Draußen sprühen die

Funken. Der Himmel ist rot von den brennenden Kometen, die in der Ferne am Horizont verglühn. Kleine Teile fliegen ab und prasseln auf den Hauptbahnhof. Der Wanderer geht in Deckung, hält sich die Tüte vor die tränenden Augen, macht eine Rolle nach rechts, sonst hätte ihn der Querschläger von der Eisenstange ins Gesicht getroffen. Unter lautem Krach geht die Erde auf und spuckt Magma über den Platz.

„Lauft!“, brüllt der Wanderer, die Passanten gucken ihn nur komisch an, er rennt zur großen Halle, hält sich noch die Hände schützend vors Gesicht. Er wartet, bis er vergisst, dass eigentlich die Welt unter geht.

Bernd ist einsam, das war schon immer so. Er dachte, er müsse erfolgreich werden, damit das weggeht. Dabei sieht es fast so aus, als würde er das genaue Gegenteil erreichen. Aber aufhören kann er nicht. Unter Zwang kompensiert er seinen Nerd-Minderwertigkeitskomplex durch Arbeit.

Sie war jünger, die Evi, einen Kopf kleiner. Ziemlich verliebt war er da, doch selbst wenn er sich hätte ausdrücken können, sie hätte das nicht gewollt. Mit 19 sah er sie wieder, sie haben getanzt. Es gefiel ihr, dass er Medizin studierte. Ihm gefielen ihre merkwürdigen Schuhe und

wie sie ihn ansah. Er war viel zu betrunken. Und dann kam der Typ mit dem Riesenpenis, hat sich daneben gestellt, Hose auf, Teil raus, hat ihn propellerartig wackeln lassen. Ein paar Mädels haben versucht danach zu greifen, er zog immer kurz davor weg, ging langsam rückwärts. Und wie der Rattenfänger von Hameln, lockte er die Frauen mit seiner Penisflöte leise säuselnd hinter sich her. Die Evi ist dann auch mit dem fliegenden Penis mitgegangen.

Bernd kann nicht anders, als arbeiten und warum sollte er auch? Schließlich funktioniert das ziemlich gut, jetzt würde ihm so was nicht mehr passieren. Und nicht alleine nur deshalb, weil 40jährige nicht mehr Helikopter spielen.

Heute ist ein guter Tag, denkt Bernd, gähnt. Er ist müde, sein liebstes Gefühl.

Aber noch viel vor. Erst wenn er kaum noch kann und trotzdem weiter macht, fühlt er sich wie ein Gott.

„Du bist ein Gott“, sagt Bernd zu sich selbst, guckt sich im Spiegel an, drückt den Zeigefinger gegen seine Spiegelnase. Es klingelt. Da sind ja meine Schäfchen, denkt Bernd, zieht sich an. Professor Frank gibt ihm eine billige Flasche Wein in die Hand.

„Kannste in deinen Weinschrank stellen“, sagt Frank und hofft dadurch den teuren Wein vorgesetzt zu kriegen.

„Oder gleich in den Mülleimer?“, fragt Bernd zurück, sucht an der Flasche nach dem „JA“-Emblem, Frank lacht dreckig, hofft immer noch auf den guten Wein.

„Ich bin auch da“, sagt Herbert, rudert mit den Armen, wedelt mit den Händen.

Bernd bedeutet den beiden, sich an den schweren Eichentisch zu setzen.

„Gentlemen“, sagt Bernd, „die Welt ist ein Haufen Scheiße! Wir sollten Verbrechen bekämpfen!“

„Wie Superhelden?“, fragt Herbert, klatscht in die Hände, „soll ich uns Capes basteln?“

„Ich wusste nicht, dass du das denkst“, sagt Frank.

„Aber natürlich“, sagt Bernd.

„Ja“, sagt Herbert, „ich werde uns Capes machen ...“

„Wie kannst du aus Menschenhass heraus die Welt retten wollen?“, fragt Frank.

„Weil ich so weiß, dass es niemand sonst machen wird“, sagt Bernd.

„Und du denkst, das ist möglich?“, fragt Frank.

„Menschen werden nicht böse geboren“, sagt Bernd, „sie werden so, weil sie das Einzige machen, was sie können: sich anpassen. Sie werden in eine böse Welt geworfen und werden dadurch selbst böse. Die Geschichte der Menschheit zeigt aber die Fähigkeit zum Wandel. Fast alle menschlichen Skelette, die man ausgräbt, haben mehrfach gebrochene Arme, weil früher jeder jeden angefallen hat. Bei den alten Römern war es Unterhaltung, Menschen beim Sterben zuzusehen. Die wurden in die Arenen gezwungen und von Löwen zerfleischt. All das gibt es heute nicht mehr. Die Welt wird langsam moralischer. Der Wandel liegt an jedem Einzelnen, der die Welt zu einem besseren Ort macht. Es wäre naiv zu denken, wir könnten einen großen Unterschied machen. Aber wir können Teil

dieser Bewegung werden und den für uns größtmöglichen Unterschied machen.“

„Das ist ein nobles Ziel“, sagt Frank, „aber nutzt es wirklich etwas, am Verbrechen anzusetzen? Das ist doch eher eine Randerscheinung, so viele sind davon nicht betroffen.“

„Verbrechen bringt etwas Negatives zur Gemeinschaft“, sagt Bernd, „jeder, der Opfer eines solchen wird, versucht seiner Opferrolle zu entgehen, indem er sich – auch wenn nur ein bisschen – mehr in Richtung des Bösen verändert. Er wird nicht gleich selbst ein Verbrechen begehen, aber seinen Frust durch etwas anderes Negatives auslassen, was der Gemeinschaft schaden wird. Wir müssen es wieder in das Bewusstsein der Menschen

bringen, dass jedes Verbrechen bestraft wird!“

„Und wie sollen wir das anstellen?“, fragt Frank.

„Das, Gentlemen“, sagt Bernd, „müssen wir noch herausfinden.“

„Das wird nicht schwer sein“, sagt Herbert, „ich hab einen Haufen Krimis gesehen!“

„Seid ihr dabei?“, fragt Bernd mit ordentlich Pathos. Frank zögert.

„Die einzige Möglichkeit ist Anpassung an die Welt“, sagt er, „nicht Anpassung der Welt an sich.“

„Aber nur so gibt es Fortschritt“, sagt Herbert.

„Lasst uns das versuchen“, sagt Bernd, „und danach sehen, ob es uns etwas gibt, von dem wir nicht wussten, dass es fehlt!“ Er schwenkt sein Glas in die Höhe,

fragt ein zweites Mal, „seid ihr dabei?“ Frank zweifelt noch, stößt aber mit den anderen beiden an.

„Sehr gut“, sagt Bernd, packt ein paar dicke Zigarren aus. Die drei füllen den Raum mit blauem Dunst. Professor Frank gibt noch unfreiwillig was aus seinem Popo mit in die Atmosphäre. Denn so ist es nun mal bei alten Leuten, da hüpfen die Puppe unkontrolliert aus den verschimmelnden Därmen.

Fast alle im AAVAA Verlag erschienenen Bücher sind
in den Formaten Taschenbuch und
Taschenbuch mit extra großer Schrift
sowie als eBook erhältlich.

Bestellen Sie bequem und deutschlandweit
versandkostenfrei über unsere Website:

www.aavaa.de

Wir freuen uns auf Ihren Besuch und informieren Sie gern
über unser ständig wachsendes Sortiment.



www.aavaa-verlag.com